



Allerösterreichisches Blatt.

Nr. 19.

Samstag

den 11. Mai

1833.

Das Gebet.

Gott ist die Liebe! darum eben finden
Wir zu dem Namen nimmer die Gestalt:
Kein einzig Leben, das auf Erden walt,
Konnt' Unbegrenztes je an Formen binden!

Doch wohnt er in des Herzens tiefen Gründen,
In dem der Liebe reine Flamme strahlt;
Er ist ihr schönster, heiligster Gehalt,
Und läßt wie sie, mit ihr sich nur empfinden.

Und so bedarf es auch der Formen nicht,
Zu Gott sich im Gebete zu erheben;
Weil es dem Herzen, wenn's von Liebe spricht,
Nie an Gefühl, an Worten stets gebricht!
Sie nur allein, die uns von Gott gegeben,
Soll als Gebet in unsrem Busen leben!

Friedrich Joseph Neumann.

Krain's Vorzeit und Gegenwart.

Fahrt K. Karls VI. auf dem Laibachflusse.

Nachdem K. Carl VI. die gewöhnliche Erbthuldigung von den löblichen Ständen dieses Herzogthumes am 29. August 1728 empfangen hatte, trat er seine fernere Reise nach Görz, Triest und Fiume an. Da der Kaiser den Wunsch geäußert hatte, bis Oberlai-

bach den Strom aufwärts zu fahren, so waren von den Ständen schon alle Anordnungen getroffen worden, um die Fahrt so geschmackvoll und festlich, als möglich, zu vollenden. Das Schiff, das den Kaiser tragen sollte, war von einem wohlerfahrenen Schiffsbaumeister nach Art der auf dem adriatischen Meere segelnden Barken, erbaut worden. Das Innere desselben war mit kostbaren Sammt und Damast bekleidet; das Aeußere aber durch vergoldete Schnitzwerke geziert. Es war ein Segelschiff und wurde von sechs Laibacher Schiffen und sechs italienischen Gondolieren, die alle mit geschmackvollen, die Landschaftsfarben tragenden, seidenen Kleidern geschmückt waren. Der Kaiser bestieg am 30. August Nachmittags das für ihn bereitete Schiff, und mit ihm zugleich seine Hofsavaliere und der Landeshauptmann von Krain. In zwölf kleineren, roth und weiß ausgeschmückten Schiffen, folgten die übrigen Cavaliere, so wie sämmtliche hier anwesende Verordnete und Landesmitglieder, nach. Gegen Abend langte der Kaiser in Oberlaibach an, und bezog daselbst das sogenannte Collinische Haus.

Nachdem der Kaiser die übliche Erbthuldigung auch in der gefürsteten Grafschaft Görz und in Triest empfangen hatte, machte Se. Majestät einen kleinen Ausflug an die Küsten des quarnerischen Meerbusens. Erst um die Mitte Septembers wurde die Rückreise angetreten, und der Kaiser zog, als er am 20. September zu Oberlaibach angekommen war, die Rückfahrt auf dem Laibachflusse der Reise im Wagen vor. Als das kaisertliche Leichschiff mit den ihm nachfolgenden Barken von weitem erblickt ward, wurde die stromabwärts segelnde Flotille vom Schloßberge herab mit Kanonenschüssen bewillkommt.

Der Sklavenhandel auf der Westküste von Afrika.

Ein Engländer, Hr. Leonard, hat ein kleines Werk herausgegeben, worin er ein furchtbares Bild von den Grausamkeiten entwirft, mit denen der Sklavenhandel an der Westküste von Afrika getrieben wird, und die er hauptsächlich der Unzulänglichkeit der darüber bestehenden Gesetze zuschreibt. Halbe Maßregeln sind hierin schädlicher, als gar keine, und dienen nur die Unmenschlichkeit der Sklavenhändler zu vermehren. Da nur Schiffe visitirt werden dürfen, welche wirklich Sklaven an Bord haben, so bleiben die Schiffe der Sklavenhändler in den Flüssen, und die Neger werden so lange zusammengepfercht am Ufer gelassen, bis sich günstiger Wind und eine sichere Gelegenheit bietet, wo sie dann eilig eingeschifft und hinweggeführt werden. Eine andere Folge dieser unzumuthbaren Gesetze ist, daß die Sklavenhändler, um sich für ihr Wagstück und die ihnen angedrohte Gefahr schadlos zu halten, zweimal so viele Neger in ihre Schiffe zusammenpressen, als sie außerdem an Bord nehmen würden. Wie wenig bei aller Aufsicht geleistet wird, geht auch daraus hervor, daß man die Sklavenausfuhr aus diesem Theile von Afrika jährlich auf 60,000 Seelenanschlägt, von denen kaum 2 bis 5000 befreit werden. Ueber den jammervollen Zustand, in welchem sich die Neger in den Schiffen befinden, gibt Herr Leonard folgende Schilderung: „Während des Gefechtes mit dem „Marinerito“ (dem Sklavenschiffe) waren zwei Neger getödtet und mehrere verwundet worden; und wenn man bedenkt, wie dicht auf einander gedrängt diese armen Menschen in diesem Schiffe waren, so muß man sich noch darüber wundern, daß nur so wenige umkamen. Wie Häringe aufeinander geschichtet, durch die Kanonade in Furcht und Schrecken gesetzt, ohne einen Tropfen Wasser, das ihnen obnehin nur höchst spärlich zugetheilt wird, und während des Gefechtes fast ohne Luft, waren viele schon dem Tode zur Beute geworden, ehe sie befreit werden konnten. Seit den zwei Tagen, wo sie sich an Bord des Schiffes befanden, waren bereits dreißig von ihnen gestorben. Als das Schiff endlich genommen worden war, fand man die noch am Leben Gebliebenen auf den Köpfen und Leibern der schon entseelten oder in den Todeszügen liegenden sitzen. Da man ihr entsetzliches Leiden sah, so füllte man einen großen Zuber mit Wasser, um sie ihren Durst stillen zu lassen. Allein die armen Neger, die an eine solche Großmuth nicht gewöhnt waren und nur ihre tägliche Ration von anderthalb Pinten erwarteten, hatten nicht das Herz so viel zu nehmen, als sie wünschten. Als man ihnen aber zu verstehen gab, sie könnten trinken so viel als ihnen beliebt, so schie-

nen sie vor Erstaunen außer sich, und stürzten nun über Hals und Kopf herbei, um ihre vertrocknete und fieberheiße Zunge zu erfrischen, wobei sie ihre Köpfe so tief und so lange in's Wasser tauchten, daß beinahe einige von ihnen ertranken. Die Wassertropfen, die auf dem Verdecke verschüttet worden, leckten sie mit der schrecklichsten Gier auf. Endlich gab man ihnen irdene Krüge, die von Hand zu Hand gingen; aber so groß war die Heftigkeit und Begierde, den brennenden Durst zu stillen, der ihre Eingeweide verzehrte, daß sie wie in einem Anfälle von Wahnsinn die Geschirre mit den Zähnen zerbissen, und zu Staub zerkaute. Dann mußte man den Dank in ihren leuchtenden Blicken sehen, man mußte sehen, wie sie an den Geschirren hingen, auch wenn sie schon leer waren, als wollten sie aus Dankbarkeit dieselben nie mehr von sich lassen. Es war ein Bild so ergreifender Art, daß Niemand sich davon eine Vorstellung machen kann, der nicht mehrere Stunden lang den glühendheißen Durst unter einem tropischen Himmel empfunden hat.“ — Bei einer andern Gelegenheit erzählt Herr Leonard: „Das königliche Schiff „Medina“ wurde, als es den Fluß Gallinas hinauf kreuzte, eines verdächtigen Fahrzeuges ansichtig, und sendete ein Boot ab, um es zu untersuchen. Der Offizier, der dazu abgeordnet worden war, fand, daß das Schiff zwar zur Aufnahme von Sklaven eingerichtet war, aber keine an Bord hatte, weshalb man es seine Fahrt fortsetzen ließ. Erst einige Zeit nachher wurde von einem Matrosen, der auf diesem Schiffe gedient, die Anzeige gemacht, daß es eine Negerin an Bord hatte, als der „Medina“ erschien, und daß der Sklavenhändler, welcher wußte, er und sein Schiff würden verloren seyn, wenn man auch nur einen einzigen Sklaven bei ihm finde, das unglückliche Geschöpf an einen Anker binden, und über Bord werfen ließ.“ — „Die englischen Kreuzer“ sagt Leonard an einer andern Stelle, „gewahrten an der Mündung des Bonny zwei Sklavenschiffe, auf die sogleich Jagd gemacht wurde. Die Sklavenhändler suchten den Fluß wieder zu gewinnen, und während unsere Schiffe sie verfolgten, sahen wir, wie sie ihre Sklaven, je zwei an den Fußknöcheln zusammengebunden, über Bord warfen und so zu Grunde gehen ließen. Jedermann an Bord der englischen Schiffe sah Männer, Weiber und Kinder in großer Anzahl im Wasser zappeln, und — es ist furchtbar zu sagen — hundert und fünfzig von diesen unglücklichen Geschöpfen kamen dabei um das Leben, ohne daß man ihnen helfen konnte; denn sie waren meist schon untergesunken, als wir an Ort und Stelle kamen; nur zwei konnten durch unsere Boote aufgefangen und gerettet werden. Einigen gelang es auch, allein nur mit der größten Mühe, wie sich denken läßt, das Ufer

schwimmend zu erreichen; allein die vielen Leichen, die wir in den nächsten vierzehn Tagen an's Ufer geworfen sahen, gaben ein nur allzu schreckliches Zeugniß für die Wahrheit der Erzählung, die uns von den Einwohnern an den Ufern des Bonny über diese schauderhafte Mordgeschichte mitgetheilt wurde.“

Die Perlenfischerei nächst der Insel Ceylan.

Die Perlenfischerei um die Insel Ceylan herum wird bisweilen von der dortigen englischen Regierung auf eigene Rechnung unternommen; bisweilen vermietet sie jedoch die dazu gehörigen Schiffe an Privatleute, oder verkauft das Recht der Perlenfischerei an einen einzelnen Unternehmer, der sich dann wieder mit Andern darein theilt. Im Jahre 1804 wurde die Perlenfischerei um die bedeutende Summe von 120,000 Pf. Sterl. (1,440,000 fl.) verpachtet. Die Perlenfischerei beginnt mit Anfang des Monats März, und beschäftigt mehr als 250 Schiffe, die mit ihrer Mannschaft, den Tauchern und den dazu gehörigen Werkzeugen von verschiedenen Theilen der Küste von Koromandel herbeikommen. Nach einer Menge Abwaschungen und abergläubischen Gebräuchen besteigen die Perlenfischer um Mitternacht ihre Schiffe, und fahren von Bootsen geführt an die Muschelbänke hinaus, wo sie Anker werfen und den Anbruch des Tages erwarten. Um sieben Uhr des Morgens, wenn die Sonnenstrahlen bereits anfangen eine etwas stärkere Wärme zu verbreiten, beginnen die Taucher ihre Arbeit. Auf jeder Seite des Schiffes ist aus Rudern und Holzstücken eine Art Winde gebildet, die das Seil des Tauchers zu tragen bestimmt ist. Dieses ist mit seinem einen Ende in einem Loche befestigt, das durch einen zuckerhutförmigen, fünfzig Pfund schweren Stein geschlagen ist. Eine Art offener Knoten, der einem Steigbügel gleicht, dient daran dem Taucher, um sich mit dem Fuße auf dem Steine festzustellen. Der Taucher ist nackt bis auf die Hüfte, die mit einem Stück Baumwollenzeug umwunden ist. Schwimmend sucht er den Stein zu erreichen, wo er den Fuß in den erwähnten Bügel setzt, und am Seile sich haltend ein Paar Augenblicke gerade aufrecht in dieser Stellung bleibt, wobei ihm sein Arm als Balancierstange dient, um das Gleichgewicht zu halten. Dann wird ihm ein kleiner Korb, der an einem zweiten Seile befestigt ist, zugeworfen; der Taucher setzt darein seinen andern Fuß. Glaubt er zum Untertauchen ganz gerüstet zu seyn, so hält er sich mit der einen Hand die Nasenlöcher zu, um das Seewasser daraus abzuhalten, und gibt dem Seile, woran er sich hält, einen Ruck, worauf er

schnell durch das Gewicht des Steines hinabgezogen, an einer Art Flaschenzug in die Tiefe hinabfährt. Zu gleicher Zeit läßt man auch das Seil nach, woran das Rörbchen befestigt ist. Sobald der Taucher auf dem Boden angekommen ist, macht er den Fuß aus dem Bügel am Steine los, und dieser wird dann wieder in die Höhe gezogen, um für einen andern Taucher verwendet zu werden. Auf dem Grunde des Wassers nun ganz frei für sich, sammelt der Taucher in seinen Korb, was er findet, und gibt durch einen Ruck am Seile das Zeichen, wenn er wieder emporgezogen seyn will. Dieß geschieht so schnell als möglich, und der Taucher, der sich mit einer Hand am Seile festhält, kommt oft früher als der daran befestigte Korb auf die Oberfläche. Hierauf erwartet er schwimmend, oder an ein Ruder geklammert, bis die Reihe wieder an ihn kommt, selten aber steigt er in's Schiff, bevor das Tagwerk vollbracht ist. Unter dem Wasser bringt er nie länger als anderthalb Minuten zu, während welcher Zeit er, wenn die Muschelbank reichhaltig ist, ungefähr 150 Muscheln in seinen Korb einsammeln kann. Bei jedem Steine befinden sich zwei Taucher, so daß der Eine immer ausruht, während der Andere hinabfährt. Die meisten dieser Menschen bluten aus der Nase und Ohren, wenn sie wieder an die Luft kommen, was sie für eine gute Vorbedeutung halten, worauf sie nur mit um so größerem Eifer an ihre Arbeit gehen. Ueberhaupt gilt ihnen dieses mühselige Handwerk mehr als eine angenehme Unterhaltung, und man hört nie von ihnen eine Klage oder Beschwerde, außer wenn sie nichts gefischt haben. Wenn sich der Tag zu Ende neigt, so rudert die ganze Flotte auf ein gegebenes Zeichen des Piloten wieder nach dem Ufer, wo eine laut jubelnde Volksmenge die Fischer empfängt. Jedes Fahrzeug begibt sich hierauf an seinen Ankerplatz, und die Muscheln werden dann in einem gepflasterten Raum aufgeschüttet, wo man sie unter sicherem Gewahrsam ungefähr zwölf Tage liegen läßt, bis sie in Säulniß übergegangen sind. Hierauf schüttet man sie in ein großes, mit Meerwasser gefülltes Gefäß, wo man sie zwölf Stunden liegen läßt, um die fauligen Theile aufzuweichen. Dann nimmt man sie Stück für Stück heraus, öffnet die Schalen und wäscht sie. Die Muscheln, welche Perlen enthalten, werden beiseite gelegt, und gehen in die Hände der »Muschel Leser« über, welche die Perlen mittelst kleiner Zangen herausnehmen. Hat man aus dem Inneren alle Muscheln herausgenommen, so bleibt ein schlammiger Bodensatz zurück, der aus Muschelschalen, Kalktheilen und Sand besteht. Das Salzwasser wird nun in einen Sack gegossen, um es durchseihen zu lassen, damit ja Nichts verloren geht. Dann gießt man über den Bodensatz reines Wasser und rührt ihn unaufhörlich um, bis sich

endlich Sand und Perlen allein zu Boden geschlagen haben. Die großen Perlen findet man sogleich heraus; allein das Aussuchen der Kleinern ist eine höchst lange und mühselige Arbeit. Wenn man die gefundenen Perlen gewaschen und getrocknet hat, sondert man sie mittelst eines Siebes nach ihrer Größe, bohrt dann ein Loch hindurch, um sie an Schnüren aufzureihen, und bringt sie so in den Handel.

Technologische Merkwürdigkeiten.

Um Felsen unter dem Wasser zu sprengen, bedient man sich in England der Taucherglocke, in der drei Männer beschäftigt sind, der eine, den eisernen Meißel auf den Felsen aufzusetzen, die beiden andern, abwechselnd mit Hämmern darauf zu schlagen. Hat man so die nöthige Höhlung erreicht, so wird eine schmale Patrone von Kanonenpulver, von etwa zwei Zoll Durchmesser und einem Fuß in der Länge, eingesetzt und mit Sand bedeckt. Auf der Patrone ist eine Röhre eingelöthet, an der sich oben eine messingene Schraube befindet. Nun wird die Taucherglocke langsam in die Höhe gezogen, und auf die bezeichnete Röhre eine andere, ebenfalls mit einer Schraube versehene, angelegt, und so fort, bis die Röhren zwei Fuß über die Wasseroberfläche emporstehen. Der Mann, der die Ladung anzünden soll, befindet sich in einem kleinen Boote, dicht an dem hervorragenden Absatze der Röhre, und hat eine Kohlpfanne bei sich, in der kleine Eisenstücke rothglühend gemacht werden; eines derselben läßt er in die Röhre fallen, wodurch das Sprengpulver entzündet wird. Ein kleiner Theil der Röhren, zunächst der Explosion, wird zerschlagen, der größere Theil aber, den der Mann im Boote mit der linken Hand, an einem Seile befestigt, hält, geht nicht verloren und kann zu anderweitigem Gebrauch verwendet werden. Der Mann im Boote empfindet, außer einigem Aufsprudeln des Wassers, von der Explosion keine weitere Wirkung; allein wer sich am Ufer oder sonst auf einer Stelle befindet, die mit dem gesprengten Felsen in Verbindung steht, verspürt eine starke Erschütterung. Um aber auf der Oberfläche des Wassers sicher zu seyn, muß dieses eine Tiefe von wenigstens 3 bis 10 Fuß haben.

Neue Hafendämme.

Man unternimmt in Neapel gegenwärtig sehr wichtige Hafenbauten, die der geschickte Architect Fa-

zio leitet. Dieser Architect baut nämlich jetzt, bei der nahen Insel Misida, wohin die einer Quarantäne unterworfenen Schiffe gewiesen werden, einen Hafendamm nach Art der Alten, von denen sich noch einer beinahe vollständig bei Puzzuoli erhalten hat, den man fälschlich die Brücke des Caligula nennt. Solche Hafendämme bestehen nicht aus einer ununterbrochenen Mauer, sondern haben offene Zwischenräume, und bilden also gleichsam bloß eine Reihe von länglichen Pfeilern. Nicht nur sind die Kosten dabei geringer, sondern Hr. Fazio behauptet überdies, daß, wenn man einen Hafen mit einem ganz ununterbrochenen Molo oder Damm einschließe, man nicht verhüten könne, daß er sich mit Schlamm und Erde anfülle, daher immer seichter und am Ende ganz unbrauchbar werde, wenn man nicht beständig auf eine kostspielige Art für dessen Reinigung sorge. Diesem Uebelstande werde nun durch solche mit Fleiß offen gelassene Dämme vorgebeugt, die dabei dennoch dieselbe Sicherheit gewähren.

Anekdoten.

Der Vorstellung von Kabale und Liebe wohnte eine Dame vom Lande bei, welche noch nie ein Schauspiel besucht hatte. Die Bosheit des Secretärs Wurm erbitterte sie so, daß sie ihn am Theater erwartete, und ihm ein Paar derbe Ohrfeigen mit den Worten gab: »Dieß, Bösewicht, ist der verdiente Lohn für Deine Schandthaten!« — »Madame!« — antwortete der überraschte Acteur — »man hat mir über mein Spiel noch niemals ein schöneres Lob ertheilt, als Sie in diesem Augenblick.«

In einem alten Jagdbuche, und zwar in einem Capitel, wo es sich um die Dressur der Hunde handelt, ist Folgendes zu lesen: Wenn der Hund sich gut betragen und aufgeführt hat, so muß man ihm sagen: »Brav, mein Soliman!« wenn es ein Männchen, und »Brav meine Diana,« wenn es ein Weibchen ist, das schmeichelt ihnen. Man kann aber auch französisch mit ihnen reden, das ist den Hunden alles eins.

Kurz nach Einweihung und dem ersten Geläute einer neuen Glocke, äußerte eine alte plauderhafte Dame einem Herrn ihr Mißfallen über den Klang dieser Glocke, und meinte, er sey zu hell und brumme nicht tief genug. — »O,« antwortete dieser, »die Glocke ist noch jung, ist sie erst einmal so alt wie Sie, meine Theure, dann wird sie schon brummen.«